

Über "Neue Dichtung"

Autor(en): **Schröder, Rudolf Alexander**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1928)**

Heft 2

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Über «Neue Dichtung»¹⁾

von *Rudolf Alexander Schröder*

Verehrte Anwesende!

Das Thema, unter dem meine Vorlesung angekündigt wurde, ist nicht von mir selber gewählt oder formuliert, und so darf ich mich bis zu einem gewissen Grade unschuldig fühlen, wenn sein Wortlaut für den einen oder den andern unter Ihnen zu irrigen Erwartungen geführt haben sollte. Es handelte sich bei der mir durch das ehrenvolle Zutrauen der Veranstalter des heutigen Abends gestellten Aufgabe nicht etwa darum, Ihnen hier im Raume gezählter Minuten etwas wie eine Übersicht der neuesten Erscheinungen auf dem – trotz täglich wechselnder Neuheiten – allgemach immer unfruchtbarer und unlieblicher anmutenden Felde vorzulegen, dessen Erzeugnisse man immer noch allzu gutgläubig und gutmütig der «Dichtung» in die Schuhe schiebt, während sie in Wirklichkeit nicht einmal in eine Vorschule der Dichtung gehörten, vorausgesetzt, dass es eine solche gäbe.

Ich wäre auch wirklich zu solchem Unterfangen der Allerungeeignetste. Schon in den einleitenden Worten, die im Jahre 1899 dem ersten Heft der *Insel* vorangingen, stand mir für das Verhalten meiner selbst und meiner Gesinnungsgenossen zu dem, was damals schon vorzugsweise als «Neue Dichtung» galt, kein besseres Gleichnis zu Gebot als die Geschichte von Abraham, der Gott um die Errettung der Städte Sodom und Gomorra bat für den Fall, daß auch nur zehn Gerechte unter ihnen erfunden würden.

Heute ist es mir mehr denn je klar, daß man seine Netze schon sehr weit und sehr tief auswerfen müsse, um aus den Wassern der uns umgebenden literarischen Sintflut zehn Gerechte ans Land zu bringen. Kehrt man nun aber gar noch das Problem um und stellt die höchst bedenkliche Frage, ob denn auch die also aufs Trockene beförderten Zehn gesonnen sein würden, den Fischer selbst als elften Mann in ihrer Mitte zu dulden, so wird einem neben dem ohnehin Prekären der eigenen Kunstübung noch die besondere Mißlichkeit der Situation deutlich, in die der Zeitgenosse gerät, der sich selber des Versemachens schuldig weiß, und der darüber hinaus vor einer nur zu diesem Zweck

¹⁾ Rede, gehalten in der Kunsthalle zu Hamburg.

versammelten Zuhörerschaft nicht nur sein in einem gewissen Sinne immer frevelhaftes Unterfangen, sondern zugleich die ganz besondere Vermessenheit dieses Unterfangens darlegen soll.

Denn, wie gesagt, ich stehe nicht als der Säemann vor Ihnen, der nur beliebig in den vollen Sack zu greifen braucht, um den Samen einer ganzen Welternte in den fruchtbaren Acker Ihrer Aufmerksamkeit zu streuen. Im Gegensatz zu diesem erfreulichen Bilde ist die Gabe, die ich zu bringen habe, eine beschämend geringe. Lautete doch die seinerzeit an mich ergangene Aufforderung lediglich dahin, ich möge in Ihrem Kreise ein paar eigene noch unveröffentlichte Gedichte vorlesen und mich vorher mit einigen Worten grundsätzlich zu dem Standpunkt äußern, den meine Freunde und ich innerhalb der neuen Dichtung allenfalls vertreten.

Im Grunde hätte ich demnach vielleicht besser getan, gar nicht vor Ihnen zu erscheinen oder doch wenigstens nicht in zwiefacher Gestalt, als Autor und Interpret zugleich. Das Vorlesen eigener Gedichte mag man dem Verfasser allenfalls als einen verzeihlichen Ausfluß menschlicher Schwäche hingehen lassen. Vermißt er sich aber darüber hinaus noch zu erklären, inwiefern etwa grade seine Art zu dichten die einzig richtige sei, so muß das ebenso peinlich wirken, als spräche er von Dingen, die jeder tut oder hat, hinsichtlich deren man aber übereingekommen ist, ihrer nicht anders als im dringendsten Notfalle zu erwähnen.

Nun, ich habe mich einmal in diese Enge hineinmanövrieren lassen und muß versuchen, mir, so gut es geht, hinauszuhelfen. Es ist ja auch schlimmsten Falles kein wirkliches, sondern nur ein Schein-Dilemma, in dem ich mich befinde; denn wenn den in enger Tiefe Gefangenen die Weite der Landschaft draußen oder das Hereinblicken des unendlichen Äthers zur Verzweiflung bringen mag, so hat der Geist ja bekanntlich Flügel. Es liegt also nur an ihm, daß er sich aus jeder Klemme zu den Höhen unangefochtener Betrachtung erhebe.

Ich will denn auch ohne weitere Zimperlichkeit den Stier bei den Hörnern packen und zunächst dem Begriff zu Leibe gehn, den die in dem Zirkular Ihrer Gesellschaft gedruckte Voranzeige enthält. Kurz und bündig heißt es da « Neue Dichtung ». Nähme ich die vier Silben in ihrem trivialsten Wortsinne, so wäre es allerdings schlecht um mich bestellt, und mir bliebe nichts übrig als Ihnen meine mehr oder minder belanglose Meinung über diesen und jenen heutigen Dichter und seine Gedichte, Romane oder Dramen zu sagen. Aber so ist es ja Gott sei Dank nicht gemeint; und es stünde uns auch abge-

sehen von allem Übrigen schlecht an, wollten wir bei einem Gespräch wie dem unsrigen einen etwa auftauchenden Begriff um anderes als die höchste ihm innewohnende Bedeutung befragen.

Nun möchte ich zunächst meinen, es liege unserm Thema vielleicht eine Vorstellung zugrunde, die in verwandten Formeln wie etwa « der neue Geist », « die neue Zeit », « die neue Menschheit » usf. zum Ausdruck kommt. Aber auch bei solcher Fassung des Begriffes will mir nicht wohl werden. Ja, Aufrichtigkeit zwingt mich zu dem Geständnis, daß ich mit ihr im Grunde nichts anzufangen wisse. Denn bei Lichte besehen entbehren alle diese für eine kurrente Verständigung erfundenen Formulierungen des soliden logischen Unterbaus, ja man könnte mit einiger Spitzfindigkeit sie sogar als Oxymora ansprechen, oder ihnen wenigstens einen inneren Widerspruch nachsagen.

Zwar werden gewiß in jeder Minute tausende neuer Menschen geboren, und in ihnen erneuert sich ebenso gewiß unablässig die Menschheit. Zwar bringt jedes Jahr seine Monate, jeder Monat seine Tage, jeder Tag seine Stunden hervor, und mit ihnen neue Zeit. Doch gilt dies alles nur inbezug auf das individuelle Erleben, nicht inbezug auf die Begriffe der Menschheit und der Zeit selber. Sie sind wie alle großen Normen, unter denen der Menschegeist den Inbegriff seines Wesens und Webens befaßt, Gebilde unwandelbarer Geltung, unbedingten Anspruches und als solche nicht weiter zu definieren. Was man aus dem wandelbaren Fluß ihrer Erscheinung von Fall zu Fall festzuhalten oder zu vereinzeln suchen mag, sind, an ihnen selbst gemessen, Hilfsmittel historischer Betrachtung, etwa in dem Sinne, in dem der Mensch seit alters gewohnt ist, seine in nicht einmal völlig inkalkulablem Turnus wiederkehrenden Irrtümer jeweils als Wahrheiten zu bezeichnen, Wahrheiten, die denn freilich mit dem ewigen Postulat der Wahrheit nur den Schein eines Scheines gemeinsam haben.

In die Kategorie dieser Begriffe gehört unseres Erachtens auch der Begriff der Dichtung. Stellen wir uns ihn als eine zeitliche Erscheinung vor, so wird auch er den Januskopf tragen, der zugleich in die Vergangenheit und in die Zukunft blickt; um es anders zu sagen, es wird keine neue Dichtung geben, die nicht alle konstituierenden Elemente der alten Dichtung in sich trüge, wie es ja auch keine neue Wissenschaft geben kann, die nicht alle alte Wissenschaft integrierte.

Wir wollen – noch einen Augenblick bei diesem Gedanken verweilend – hinzufügen, daß beispielsweise auch der « neue Mensch », von dem die Heilige Schrift spricht, nicht eigentlich ein neuer Mensch

sei, sondern vielmehr sein gerades Gegenteil, nämlich der alte Adam, d. h. der Adam vor dem Sündenfalle, der Adam aus dem goldenen Zeitalter des Paradieses, der ja auch wieder der Adam des tausendjährigen Reichs, der zurückkehrenden aurea aetas sein wird. Zwischen diesen beiden in unendliche Ferne auseinandergerückten Polen liegen gleichsam die Spuren der empirischen Menschheit wie in einer Wildnis verstreut. In ihnen hätten wir sozusagen die Trümmer des göttlichen Ebenbildes aufzusuchen, um an ihrer niemals völlig abzuschließenden Summe etwas wie das geschichtliche Vorbild menschlicher Vollkommenheit zu besitzen. Und ferner: wie wir jeden Neugeborenen nur daran als Menschen erkennen, daß er die Wesenszüge der alten Menschheit trägt, wie jede entschiedene Abweichung von diesen, einer unnachprüfbar Erfahrung als Norm eingeprägten Wesenszügen uns mit Staunen, Mitleid oder Schrecken erfüllt, so erkennen wir auch jedes Gebilde der Kunst oder der Dichtung als ein solches nur daran, daß es die Wesenszüge der alten Kunst, der alten Dichtung an sich trägt.

Das Bewußtsein dieser Tatsache ist denn auch dem Menschegeist so unverlierbar eingeprägt, daß sogar die gleichsam vom Himmel gefallenen, oder wenn Sie so wollen, aus der Unterwelt heraufgebrochenen revolutionären, geschichtslosen, ja Geschichte leugnenden Bewegungen und Schulen, die wir rings um uns her seit geraumer Weile das Privileg des neuen Geistes für sich in Anspruch nehmen sehen, aller Unentwegtheit, allem Nihilismus zu Trotz nichts Eiligeres zu tun haben, als sich etwa in der Dumpfheit der Zuluskaffern oder den harmlos rohen Votivtafeln unsrer Gebirgsdörfer eine Art erlogener Ahnenreihe, einen fiktiven historischen Hintergrund zu schaffen, während sie doch – ähnlich wie Sklavenaufstand oder Bauernkrieg – auf keinem andern Hintergrund denkbar oder erklärlich sind als auf dem, den sie verleugnen und verwerfen.

Hier höre ich den einen oder den andern unter Ihnen einwenden: «Also doch! Der Rattenfänger pfeift und möchte uns wieder in das alte Epigontum, in den überwundenen Alexandrinismus zurückpfeifen, gegen deren Rückkehr wir ja nunmehr seit Jahr und Tag ein Sperrfort nach dem andern in Gestalt immer neuer Schulen und Bewegungen aufgeworfen haben.» Seien Sie ohne Sorge. Ich habe in keiner Weise die Absicht, Sie etwa am Seil historischer Zwangsläufigkeiten in den Hörselberg zurückzulocken, in dem Gustav Freytags *Ahnen* schimmeln und Kinkels *Otto der Schütz* mit Paul Heyses *Arrabiata* in ebenso unfruchtbarem Verhältnis lebt wie weiland Tannhäuser

mit seiner Venus. Wiewohl ich auch in dieser Hinsicht jedes Präjudiz ablehne und sogar zu dem Geständnis bereit bin, daß ich, vor die peinliche Wahl gestellt, mit einem Bande von Frieda Schanz oder Produkten der Herren Stramm oder Schwitters zu Bett zu gehen, mit meiner Entscheidung vorläufig noch zurückhalte.

Aber wie gesagt, um dergleichen soll es hier unter uns nicht gehen. Was ich an dieser Stelle zu sagen habe, ist dies, daß Dichtung in dem hohen, dem einzig wesentlichen, einzig ihrer würdigen Sinne, in dem ich ihren Begriff von Ihnen gefaßt sehen möchte, nicht ein beliebiges Spiel der Affekte, nicht die Domäne einzelner Talente, Richtungen oder Gefolgschaften sei; daß sie vor allem nicht wie die Leistung des Preiskämpfers oder der Trick des Filmdrehers zugleich Jäger und Beute jedes neuen Kitzels und jeder neuen Lüsternheit sein dürfe, gezwungen vom zweifachen zum dreifachen Saltomortale ihr Leben zu fristen, immer das jeweils Allerneuste zu bieten, heut Expressionismus, morgen Neue Sachlichkeit, alles dies und mehr noch, das schon nach fünf Minuten schal und abgestanden dem geschmäcklerischen Gaumen widert und damit allerdings anzeigt, woher es komme, nämlich aus dem unverdaulichen und unvergärbaren Bodensatz menschlicher Seelengeschichte.

Was an Werken der Dichtung, der alten oder der neuen, nach dergleichen schmeckt, was an ihnen lediglich blendend oder verblüffend oder sonst in irgend einem Sinne sensationell wirken mag, hat mit ihrem eigentlichen Wesen nichts zu tun. Es gehört im besten Falle unter die Zufälle ihrer Materialisation. Im schlimmsten Falle überwuchert und verzehrt es das dichterische Substrat; und das entstehende Gebilde bleibt, auch wenn alle äußeren Hilfsmittel der Kunst an ihm verschwendet würden, ein essentiell undichterisches, ganz in dem Sinne, in dem etwa der Bolschewismus als eine mit den Mitteln der Politik betriebene Antipolitik anzusprechen wäre, oder wie die Gesetzesmacherei und Rechtsprechung entarteter Staatsgemeinschaften eine mit den Mitteln der Gesetzgebung und der Rechtsprechung betriebene Ungesetzlichkeit und Ungerechtigkeit sein können.

Denn alle Dichtung ist ihrem höchsten Begriffe nach – unabhängig von aller Gunst und Ungunst der Zeitläufte, von allen Trübungen des historischen oder des mythischen Bewußtseins – eine ewige Funktion des Menscheingeistes, so ewig wie seine Religion, seine Wissenschaft, seine Rechtsetzung und seine Politik. Die Heiligkeit aber und Würde aller dieser Funktionen, durch die allein der Menschegeist sein

eigentliches Wesen offenbart, beruht in dem Pathos des Widerspruchs zwischen den unendlichen Forderungen eben dieses Geistes und den Schranken, die seiner Leistung im Einzelnen gezogen sind. Sie beruht darin, daß sie mit den ihr eignenden schöpferischen Bildnerkräften dieses Pathos in ein Ethos zu verwandeln trachten und nach dem Maße menschlicher Unvollkommenheit auch wirklich verwandeln. So schlägt der Gläubige von den Schrecknissen der eigenen Hinfälligkeit zu der Beständigkeit Gottes die Brücke seines Glaubens, so stellt zwischen die Unendlichkeit des Unerforschlichen und die Unendlichkeit des zu Wissenden die Wissenschaft die ständig wachsende Summe ihrer Erkenntnisse, so fühlt sich der Gesetzgeber, der Staatengründer mitten in dem sinnlosen Widerstreit aller gegen alle zu seiner ordnenden, bildenden Tätigkeit aufgerufen.

Ihnen zur Seite treten die Künste als der erhabenste und verheißungsvollste Trost, den die Gottheit ihren sterblichen Kindern gegönnt hat. Da, wo der Mensch mit seinen Hoffnungen und Entwürfen doch zuletzt an fremdem Widerstande scheitern oder an der Unzulänglichkeit der eigenen Kräfte verzagen muß, lassen sie ihn wie in einem Zauberspiegel das schöpferische Nachbild einer Welt erblicken, die besitzt, was der seinen versagt bleiben muß: Harmonie, Ausgleich, Dauer, und geben ihm gleichsam als ein Pfand seiner göttlichen Sendung das irdische Vorbild jenseitiger Vollkommenheiten und Erfüllungen. Unter den Künsten aber behauptet die Dichtung einen ganz besonderen und ausgezeichneten Rang. Das Mittel, dadurch sie sich mitteilt, ist ja zugleich das Mittel, ist das Organ jeder geistigen Mitteilung, jeder geistigen Tätigkeit unter den Menschen. Man darf sogar sagen, sie allein sei seine eigentlich berufene Verwalterin, ja noch mehr, seine Erfinderin; denn wer anders als der träumende und dichtende Menscheng Geist erfand jene geheimnisvollen Bilder und Gleichnisse, vermittels derer die Sprache durch gegliederten Laut, durch gegliedertes und geformtes Silben-, Wort- und Satzgefüge die unsichtbaren Kräfte der Menschen miteinander in Verbindung setzt, damit aus ihrer begeisterten Berührung der Funken schlage, der allem Sichtbaren Sinn und Seele gibt? So erscheint sie denn, wo immer sie in der vollen Glorie ihrer Sendung vor aller Augen sichtbar wird, – ganz abgesehen von ihren übrigen Gaben und Segnungen – vor allem als die Bewahrerin und Mehrerin dieses urältesten, dieses einzig unzerstörbaren Heilturns und Schatzhauses der Menschheit.

In dieser erhabenen Vorstellung von ihrem Wesen und Wert liegen

auch alle Ämter und Würden beschlossen, die ihr zukommen, alle Pflichten, denen sie sich zu unterziehen hat, alle Verzichte und Abweisungen, die ihr obliegen. Wohl wird sie aus allen Bronnen des Lebens schöpfen, des Gräßlichsten sich nicht erwehren, das scheinbar Gleichgültige, ja das Widerwärtige selbst mit Liebe umfassen, um der Symbole höheren Lebens willen, die auch in dem Verwerflichen noch den Adel seines Ursprunges erkennen lassen. Wohl darf sie die schneidendsten Waffen des Zornes und der Verhöhnung führen, darf selbst des Unanständigen als ihres Stoffes sich bemächtigen; aber nichts, das in sie eingeflossen, wird anders wieder zu Tage treten als durch die Kraft ihrer weltgestaltenden Impulse geläutert und geordnet.

Lassen Sie mich hier einen Augenblick innehalten und fragen: was hat eine trotz alles beiläufigen Historismus und Eklektizismus, trotz aller wohlgeführten Museen und Büchereien ihren eigenen Untergründen und Hintergründen so völlig entfremdete, eine so völlig aus aller lebendigen Kontinuität des Gewahrens und des Gebahrens hinausgewachsene und hinausbegehrende, eine an allen Kräften der Ehrfurcht und des Festhaltens, an allen Kräften des Aufbaus und der Grundlegung so tief innerlich erkrankte Zeit wie die unsere aus solchem ihr von Vätern und Vorvätern überkommenen Begriff der Künste überhaupt und der Dichtung im besonderen gemacht?

Unfähig, die Lehren und Erfahrungen zu übernehmen und zu verarbeiten, die ihr durch jahrtausendalte Überlieferung zugeflossen sind, unfähig und ohne Willen, dies hochehrwürdige Vermächtnis nach Würden und Ehren zu verwalten und zu befestigen, blind für die wirklichen Gefährdungen und die wirksamen Bewahrungen des Lebens nennt sie von allen ehemals besessenen Schätzen und Verantwortungen nichts mehr ihr eigen als jenes alte Pathos, jenes unheilbare Leiden der Menschheit an ihrer eigenen Ungenüge. Und es scheint in der Tat, als ob sie diesem ihrem Jammer keine andere Erleichterung wisse als die, daß sie ihn so nackt, so schamlos als möglich vor das Angesicht aller Welt bringe, damit nur ja von überall her ihrem Affekt das Echo des gleichen Affektes erwidere. Nur in dem Dunste seiner schwälendsten Niederungen glaubt sie sich des Wirklichen, des Atmenden, des zuckenden, ringenden Lebens zu bemächtigen, nicht ahnend, wie hoffnungslos weit sie von allen seinen wahren Herden und Heiligtümern entfernt sei. Denn aufwieglertisch, wie sie notgedrungen ist, und an den Götzendienst jeder wankenden Minute verkauft, bleibt ihr kein andrer Ausweg, als daß sie den Aufruhr des eigenen Innern in den Aufruhr der Welt, Chaos

in Chaos trage, während es doch in alle Ewigkeit das einzige des Menschen und seiner Götter würdige Geschäft sein und bleiben wird, den Kosmos im Chaos zu statuieren und zu befrieden.

Freilich ist diese Verlotterung und Versumpfung unseres literarischen Lebens, diese « neue Dichtung », die ihre schlammichten und schleimichten Spuren überall in unsern Bibliotheken und auf unsern Bühnen hinterläßt, nicht etwa allerjüngsten Datums. Sie datiert in deutlichen Anfängen schon ein gutes Jahrhundert zurück, und schon damals ging sie als die « neue Dichtung » neben der « alten » her und gegen die alte an. Man denke nur an Schlagworte wie « Das junge Deutschland », um zu verstehen, was ich meine. So könnte sie denn allenfalls schon selber sich die Geschichte der Retardationen und Präzipitationen ihres Überhandnehmens schreiben. Gegenwärtig scheint sie ja am denkbar höchsten Ziele angelangt, scheint sozusagen Herrin der Lage; denn der Abseitsstehenden sind vor der Öffentlichkeit nicht viele, und die Öffentlichkeit nimmt, wonicht von ihnen selbst, so doch von ihrem Abseitsstehen am liebsten gar keine Notiz. Und doch wird die Geschichte dieses Sieges auf der ganzen Linie morgen dahin verwiesen sein, wohin sie schon heute gehört, wohin sie schon gestern gehörte, in die Geschichte von den Irrtümern, den Umwegen und Rückfällen der Menschheit.

In die Geschichte ihrer Irrtümer wird denn auch jene heut im Schwang seiende Mode und Methode gehören, nach der unsere literarische Kritik – fast durchweg in den Händen dilettierender Psychologen, nicht in den Händen von Kunstrichtern – unter dem Einfluß aller um sie her grassierenden Krankhaftigkeiten das dichterische Phänomen von der pathetischen Basis, die, wie wir gesehen haben, ihm zukommt, auf die pathologische Basis verrücken möchte. Ich brauche weder Namen noch Fakten zu nennen; jeder versteht, was ich meine. Einer aus dem Schwarme dieser Kritiker, ein vielerorts hochgeschätzter und auch im übrigen mit allen Wassern gewaschener Mann drang bei einem Gespräch über dergleichen Dinge mir gegenüber im konsequenten Leerlauf seiner Deduktionen, dem vielleicht das Bewußtsein eigener Freveltaten nachhelfen mochte, sogar bis zu dem Schlusse vor, schon die bloße Neigung, Erlebtes dem Papier anzuvertrauen, sei der Ausfluß einer abnormen, d. h. krankhaften Veranlagung.

Habeat sibi! Wir, meine sehr verehrten Herrschaften, haben uns im Lauf unseres Gespräches, wie ich hoffe, darüber verständigt, daß dem nicht so sei. Ja, und wenn wir uns unter Verleugnung der Helden-

gestalten unsres Walther, unsres Gerhardt, unsres Klopstock und Lessing, unsres Goethe und Schiller zu dem Zugeständnis herablassen wollten, daß hie und da künstlerische und dichterische Veranlagung in krankhaftem Grunde wurzeln möge, so ist damit für das Problem der Dichtung selber nichts, aber auch gar nichts gesagt. Ihr – denn sonst wäre sie eben nicht jene Funktion, als die wir sie angesprochen haben – eignet das gestaltende und gestaltete Ethos, ihr eignet in Fülle alles, was der einzelne in der Fülle begehrt, und wovon er sich trauernd nur eines unvollkommenen Besitzes teilhaftig weiß; ihr eignet vollkommenes Gleichgewicht, vollkommene Runde der Gestalt, vollkommene Weisheit der Lehre, und wie man sonst die seelenformenden und seelen-tröstenden Kräfte ihres Apostolates benennen will.

So sehen Sie denn, daß ich Recht hatte, wenn ich Ihnen eingangs meiner Rede eine Enttäuschung verhieß. Statt Vieles und Schönes über « Neue Dichtung » zu reden, sind wir hier am Ende unsres Gespräches bei einem Lobe der alten Dichtung angelangt. Ich kann mich Ihnen gegenüber vielleicht nur durch das offene Geständnis einer kleinen Hinterhältigkeit retten. Ich habe nämlich das Thema meines Vortrages, als es mir zu Gesichte kam, gleich mit einem Fragezeichen gelesen. « Neue Dichtung? » so fragte ich mich und antwortete: « Nein, Dichtung soll es heißen, die ewige, die alte Dichtung. » Noch einmal: ich will Sie hier keineswegs aufgefordert haben, die Goldschnittbände aus den Bücherschränken Ihrer Mütter und Großmütter wieder hervorzu-nehmen; trotzdem auch hinsichtlich dieser nahen und vielgeschmähten Vergangenheit der Vorbehalte genug zu machen wären. Denn hat man nicht oft genug sich aus Geibel und Heyse einen Popanz gemacht und darüber vergessen, daß neben ihnen als ein Alternder noch Mörike gestanden, daß eine so reine Gestalt wie die Fontanes, eine bei aller Schwäche so liebenswürdige wie die Theodor Storms zu ihren Zeitgenossen gehörte, und daß im Süden so hohe Talente wie Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer die Fäden eines Schrifttums aufnahmen und weiterspannen, das schlaffen und unberufenen Händen im engeren Vaterlande entsunken war?

Wir haben vorhin von dem Januskopf gesprochen, der der Dichtung als einer ewigen Funktion des Menschengeistes eigne. So kann uns denn auch die Vorstellung nicht schwer fallen, daß sie, deren Obliegenheit es ist, dem Menschengeschlecht sein Bild der Welt zu ründen und auszuwiegen, ihr sehendes Auge am liebsten nach jener Richtung aufschlage, in die der Zeitgeist jeweils nicht blickt. So mag sie denn tragen

und stockenden Zeiten als eine vorwärtsdeutende, haltlosen und entwurzelten Zeiten wie der unsern als eine rückwärtsschauende Prophetin und Mahnerin erscheinen. Als eine Bestätigung solcher Gedankengänge hat mich der Umstand getroffen, daß zwei unter uns lebende Dichter ohne voneinander zu wissen an der gleichen Stelle fast das gleiche Wort für das, was *not tue*, gebraucht haben. Im Auditorium maximum der Münchner Universität hat der eine das Wort von der « konservativen Revolution » genommen, der andere den Begriff der « schöpferischen Restauration » zum Programm erhoben. Beide Worte bedeuten, wenn ich sie recht verstehe, nichts andres als die Umkehr, die Rückbesinnung auf jene ewigen Kräfte, von denen wir heute miteinander geredet haben.

Zu ihnen hat sich denn auch aus allen Verirrungen die Menschheit immer wieder zurückgefunden. Und wahrlich, niemals hat es der ewigen Dichtung auch zu den Zeiten, wo sie ihr Haupt vor der Menge verbergen mußte, an denen gefehlt, die ihr im Verborgenen nach dem Maß ihrer Kräfte dienten. Denn freilich, das Feuer darf auch auf den Altären unsterblicher Genien und Helfer niemals völlig verlöschen, wofern sie für uns Unsterbliche bleiben sollen.

Daß für solchen entsagungsvollen und bescheidenen Dienst am Wort auch unter den uns Nachfolgenden die Bereitschaft nicht aufhören möge, ist unsre frömmste Sorge und unser heißester Wunsch. Leicht wird ihnen freilich der Dienst nicht werden, der ihnen die Last eines ganzen Menschheitserbes inmitten der Verleugner und Verächter auf die einzelne schwache Schulter drückt. Aber ich weiß ein Wort, mit dem sie sich trösten mögen, ein Wort, das Sie, meine Zuhörer, vielleicht heute noch aus angelernter Gewohnheit belächeln mögen, und das doch so wahr ist wie irgend eines, das ich hier zu Ihnen geredet habe. Ich weiß nicht, wer die Redensart von dem Dichter geprägt hat, bei dem Gesinnung das mangelnde Talent ersetze. Wir könnten heute ihr negatives Vorzeichen ohne Schaden in ein positives verwandeln. Denn –, glauben Sie mir, – ein entsprechendes Maß von Anlage und Beruf vorausgesetzt – macht grade in Zeiten wie die unsre nicht das Talent den Dichter, sondern die Gesinnung!